

KATASTROPHEN

Was heißt es, wenn der Störfall zum Normalfall wird (**diese Seite**)? Welche psychologischen Folgen hat ein Atomunglück (**Seite 34**)? Und wie sieht es im Golf von Mexiko aus, ein Jahr nach dem Öl-Desaster (**Seite 35**)?



In Deckung: Der Wächter des Leuchtturms La Jument

Das Überraschende erwarten

Ein neuer Typus von Katastrophen bedroht die global vernetzte Welt. Wie sind sie zu bewältigen? Nur mit einer neuen Art zu denken VON ULRICH SCHNABEL

Was wäre, wenn morgen ein Asteroid auf die Erde zuraste? Wenn ein neues Computervirus das Internet lahmlegte? Wenn ein Vulkanausbruch in der Eifel das Bett des Rheins verstopfte? Keine Sorge, jedes dieser Ereignisse ist äußerst unwahrscheinlich. Andererseits: Wer hätte es vor drei Monaten für möglich gehalten, dass ein Beben vor Japan zu einem Tsunami und zu einer Atomkatastrophe führt, die Baden-Württemberg einen grünen Ministerpräsidenten beschert und die Bundesregierung zu einer Kehrtwende in der Energiepolitik zwingt?

Die am wenigsten erwarteten Ereignisse haben oft die größte Wirkung, hieß es Anfang des Jahres an dieser Stelle. Damals versuchte die Redaktion des Ressorts Wissen, einen Blick in die Zukunft zu werfen: Welche überraschenden »Jokerereignisse« könnten 2011 den Lauf der Weltgeschichte verändern (ZEIT Nr. 2/11)? Doch so kühn uns all unsere Prognosen erschienen – heute wirken sie geradezu lebenswürdig naiv. Mit der Wirklichkeit halten derzeit selbst die wildesten Fantasien nicht Schritt.

Da wächst die Sehnsucht nach »normalen Verhältnissen«, gewohnt und überschaubar.

Doch wenn es aus Fukushima etwas zu lernen gibt, dann dies: Die Hoffnung auf Normalität bleibt vergeblich. Nicht nur, dass uns das Reaktorunglück noch lange in Atem halten wird – die Krise an Japans Ostküste weist auf etwas viel Grundsätzlicheres hin: Die Verkettung einzelner Unglücke war zwar in dieser Form einzigartig; ihr Muster jedoch ist längst kein Einzelfall mehr.

Wir haben es, wie Risikoforscher diagnostizieren, zunehmend mit einem neuen Typus von Desastern zu tun: Sie gewinnen ihre Wucht aus einer höchst ungläublichen, aber dennoch möglichen Kettenreaktion, die in der eng vernetzten Welt postwendend globale Wirkung entfaltet. Und jede dieser Krisen stellt eine vorher nie dagewesene Situation dar, für deren Bewältigung es keine Bedienungsanleitung gibt. Die Experten stehen vor ihr so ratlos wie ein Arzt vor einer unbekanntem Krankheit.

Panikmache? Ein kurzer Blick in die jüngere Katastrophengeschichte lehrt das Gegenteil: 9/11, die Sars-Pandemie, der Tsunami im Indischen Ozean, die Zerstörung von New Orleans durch Hurrikan Katrina, die globale Finanzkrise, die Aschewolke des isländischen Vulkans Eyjafjallajökull, der Blow-out der Ölbohrplattform *Deepwater Horizon*, Fukushima – lauter Schockereignisse, die Krisenstäbe und

Rettungsmannschaften mit Fragen konfrontierten, die sich diese vorher nie gestellt hatten.

»Schwarze Schwäne« hat der Statistik-Philosoph Nassim Nicholas Taleb solche Geschehnisse jenseits des Erwartungshorizonts genannt. Wir halten ihr Auftreten für undenkbar, bis wir plötzlich mit ihrer Existenz konfrontiert werden. »Es gibt vermutlich«, sagt der Risikoforscher Ortwin Renn, »eine Million extrem seltener Ereignisse mit einer Wahrscheinlichkeit von eins zu einer Million; das heißt, dass jedes Jahr mindestens eines davon eintritt.« Wir wissen nur nicht, welches. Und ist das Unwahrscheinliche – wie in Fukushima – real geworden, kann man daraus auch nur begrenzt Lehren ziehen. »Das unwahrscheinliche Einzelereignis wird sich eben genau so nicht wiederholen«, sagt Renn.

Zwar nimmt die Zahl der Naturkatastrophen nicht zu. Erdbeben, Vulkanausbrüche oder Monsterwellen gibt es heute nicht häufiger als früher (in Bezug auf die Folgen des Klimawandels ist die Fachwelt noch gespalten). Was aber wächst, ist die *Folgeschwere* der Desaster (in Industrieländern steigt der Sachschaden, in eng besiedelten Entwicklungsländern die Zahl der Todesopfer). Denn zunehmend kommt es zu »Sekundärkatastrophen«, bei denen die technische Infrastruktur und das Krisenmanagement selbst zum Problem werden.

So verheerend etwa der Tsunami Japan getroffen hat, durch die Reaktorhavarie erhielt das Unglück noch eine weitere, einmalige Dimension. Ähnlich war es nach dem gewaltigen Erdbeben im japanischen Kobe 1995: Damals platzten die Erdgasleitungen in der Stadt. Schwere Brände brachen aus. »Diese technische Katastrophe«, sagt Renn, »forderte am Ende mehr Todesopfer als das Beben selbst.«

Von »Megakrisen« spricht der französische Krisenforscher Patrick Lagadec in diesem Zusammenhang. Lagadec, der an der Pariser École Polytechnique Wirtschaftsmathematik lehrt, ist ein alter Hase im Katastrophengeschäft. Schon 1981 – lange bevor Ulrich Beck den Begriff der »Risikogesellschaft« in Deutschland populär machte – schrieb Lagadec das Buch *La Civilisation du risque* (»Die Risikozivilisation«).

Damals habe man versucht, einzelne Risiken zu identifizieren, ihre Wahrscheinlichkeit abzuschätzen, Gesetze zu erlassen und die Technik zu ihrer Bewältigung zu entwickeln, sagt Lagadec im Rückblick. Heute trauert er diesen »guten alten Krisen der 1980er und 1990er« fast nach. Sie hatten einen begrenzten Wirkungsbereich und relativ einfache Regeln. Die modernen Megakrisen jedoch erschüttern die

Fortsetzung auf S. 34

ELEMENTARTEILCHEN

Nur Schluckauf

Mit einer vagen Sensationsmeldung greifen Physiker ihrer Arbeit vor

Am Teilchenbeschleuniger Tevatron bei Chicago präsentierte die Physikerin Viviana Cavaliere vergangene Woche rätselhafte Neuigkeiten. Es ging um Elementarteilchen: Das Team um Cavaliere vermeldete Teilchen-Zusammenstöße, die nicht in die Welterklärungsmodelle der Physik passen. Prompt fingen Theoretiker an, öffentlich über die »wichtigste Entdeckung seit einem halben Jahrhundert« zu spekulieren – über ein unbekanntes Teilchen oder gar eine neue Naturkraft. Klingt aufregend. Nur hat die Sache ein Geschmäckle.

Vermeintliche Sensationsfunde tauchen zuverlässig immer dann auf, wenn ein Beschleuniger kurz vor der Schließung steht. Das Tevatron war jahrelang die größte derartige Anlage der Welt. Im September soll es abgeschaltet werden, die USA müssen sparen, außerdem steht in Europa inzwischen eine noch größere Maschine, der Large Hadron Collider (LHC). Bekämen die Wissenschaftler am Tevatron eine Gnadenfrist, wenn womöglich der Nobelpreis in Reichweite wäre?

Elementarteilchen werden anders entdeckt als Quastenflosser. Man beobachtet sie nicht direkt. Stattdessen zeichnen haushohe Messgeräte nach der Kollision von Atomkernen Masse und Geschwindigkeit der Bruchstücke auf. Neue Teilchen offenbaren sich einzig durch Abweichungen von erwarteten Messdaten. Weil es bei dieser Spurensuche schon rein statistisch immer wieder zu Ausreißern kommt, haben sich die Physiker auf eine Faustformel geeinigt: Ein Teilchen gilt als nachgewiesen, wenn die Wahrscheinlichkeit, dass es sich nur um einen Daten-Schluckauf handelt, unter eins zu einer Million liegt. Das ominöse Signal am Tevatron dagegen ist mit einer Wahrscheinlichkeit von eins zu tausend ein Fehlalarm. Solche Ausreißer findet man alle paar Jahre. Die meisten verschwinden, sobald mehr Daten ausgewertet sind.

Warum wohl traten die Physiker an die Öffentlichkeit, bevor sie die zweite Hälfte ihrer Daten analysiert hatten? Außergewöhnliche Behauptungen verlangen nach entsprechenden Belegen. Doch statt Nachweisen gibt es bislang nur PR-Teilchen. MAX RAUNER

Loch an Loch

Das Loch ist wieder da. Und diesmal ist es ganz nah. »Sonnenbrand vom Nordpol« titeln die Zeitungen und warnen vor dem »arktischen Rekord-Ozonloch«. Bis ans Mittelmeer könne es sich ausdehnen. Die Realität: Bislang hat keine deutsche Messstation erhöhte UV-Strahlung festgestellt.

Von »Loch« sprechen die Forscher ohnehin nicht. Zwar ist der Ozonmantel über dem Nordpol derzeit dünner als im April üblich, dabei aber noch immer so dick wie in jedem Hochsommer über Mitteleuropa.

Zur Förderung des Absatzes von Sonnenschutzmitteln ist das »arktische Ozonloch« also kaum geeignet. Eher schon zur beispielhaften Erklärung medialer Alarmismuswellen. Gegen solche Moden ist leider noch kein Schutz gefunden. ASE

Foto: Jean Guichard

Wie man seine Ziele erreicht

Brauchen wir einen guten Plan? Die »richtigen« Ziele? Oder Willenskraft? Über die psychischen Faktoren des Erfolgs.

- + Frido Mann: Von der Last des Enkel-Seins
- + Ist der Islam reformierbar?
- + Die Sexualisierung der Kindheit
- + Tierpsychologie: Auf den Hund gekommen

Jetzt am Kiosk

PSYCHOLOGIE HEUTE

Was uns bewegt.

www.psychologie-heute.de

BELTZ

Das aktuelle Sonderheft

Neu!

25 Jahre nach der Katastrophe von Tschernobyl strahlen die Kartoffeln der Familie Chyzyk aus dem ukrainischen Dorf Vovchiv noch immer



»Unwissen macht Angst«

Die Psychologin Evelyn J. Bromet rät, über das Ausmaß einer Katastrophe offen zu kommunizieren – das sei eine der Lehren aus dem Unglück von Tschernobyl

DIE ZEIT: Sie erforschen die psychischen Folgen von Katastrophen. Unter anderem haben Sie die Reaktionen auf die Reaktorunfälle von Harrisburg und Tschernobyl untersucht. Was haben die Menschen dort durchgemacht?

Evelyn J. Bromet: In Harrisburg beobachteten wir vor allem Depressionen und Angststörungen. In Tschernobyl, wo die Situation wesentlich schlimmer war, entwickelten viele Menschen eine posttraumatische Belastungsstörung. Hinzu kamen somatische Symptome, für die es keinen medizinischen Grund zu geben schien, starke Kopfschmerzen zum Beispiel. Und eine große allgemeine Angst um die Gesundheit. Ähnliches kann man jetzt auch schon in Japan beobachten.

ZEIT: Die Japaner werden häufig als sehr gelassen im Umgang mit dem Unglück von Fukushima beschrieben. Teilen Sie diesen Eindruck?

Bromet: Nein, diese Interpretation ist falsch. Japan ist eine sehr geordnete Gesellschaft, deshalb verhalten sich die Menschen nach außen hin anders als damals in der Ukraine oder in den USA. Während Amerikaner ihre Emotionen sehr frei ausdrücken, kontrollieren Japaner ihre Gefühle in der Öffentlichkeit. Ich habe jedoch den Eindruck, dass sie im Moment einfach unter Schock stehen und wie betäubt sind. Aber ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, dass sie innerlich nicht ähnliche Gefühle erleben wie die Menschen in Tschernobyl oder Harrisburg.

ZEIT: Gibt es denn kulturelle Unterschiede im Umgang mit psychischen Problemen?

Bromet: Schon, offenbar unterscheidet sich bereits die grundsätzliche Einschätzung der eigenen psychischen Gesundheit je nach Nation, das haben Umfragen gezeigt. In der Ukraine schätzen die meisten Menschen ihre Verfassung als mittelgut bis sehr schlecht ein,

in den USA dagegen antwortet die Mehrheit sehr positiv. Es ist allerdings nicht klar, ob die Aussagen der Wahrheit entsprechen oder ob es darauf ankommt, wie jeweils über das Thema gesprochen wird.

ZEIT: Wie lange halten die psychischen Folgen solcher Katastrophen an?

Bromet: Sehr, sehr lange. Und dies ist wirklich ungewöhnlich im Vergleich mit anderen Formen von Unglücksfällen. Wir haben das sowohl in Harrisburg als auch in Tschernobyl gesehen. Als wir die Menschen in der Ukraine 19 Jahre nach der Katastrophe befragten, sagten die meisten noch immer, dass sie gesundheitliche Probleme wegen Tschernobyl hätten, selbst wenn sie tatsächlich gesund waren. In Harrisburg waren auch zehn Jahre nach dem Unfall Depressionen und Angststörungen nicht zurückgegangen – obwohl dort vermutlich keine übermäßige Strahlung freigesetzt worden war.

ZEIT: Woran liegt das?

Bromet: Zum einen ist – ganz universell – die Angst vor radioaktiver Strahlung die größte Furcht überhaupt. Zum anderen sind Reaktorunfälle nicht wie andere Katastrophen. Ein Unglück passiert normalerweise plötzlich, dann muss man irgendwie damit zurechtkommen, und schließlich kann man sagen: »Es ist vorbei, jetzt mache ich weiter mit meinem Leben.« Für Menschen, die in der Angst leben, dass sie Strahlung abbekommen haben, ist es oft fast unmöglich zu sagen: »Es ist vorbei.«

ZEIT: Was kann man tun, um solche Folgen möglichst gering zu halten?

Bromet: Am allerwichtigsten ist es, den Menschen eine individuelle Risikoabschätzung anzubieten. Dies geschieht momentan in Japan. Die Leute können ihre Strahlenbelastung messen lassen, danach wissen sie Bescheid. Das ist ein großer Unterschied zu Tschernobyl. Außer-

dem müssen die Hausärzte geschult werden: Wie beurteilt man die Strahlenbelastung? Welche Symptome sind damit verbunden, wie erkennt und behandelt man psychische Probleme? Schließlich gehen die Menschen ja nicht gleich zum Psychologen. In Tschernobyl war das Problem, dass viele Ärzte sich nicht auskannten und ihren Patienten sagten, ihre Symptome hingen mit dem Reaktorunglück zusammen – egal, wie diese aussahen. Dies hat alles noch schlimmer gemacht.

ZEIT: Wie sollten Behörden und Unternehmen über eine solche Katastrophe informieren, damit die Angst nicht überhandnimmt?

Bromet: Man muss den Leuten klar sagen, was man über das Unglück weiß und was nicht. Genauso wie bei den atomaren Unfällen der Vergangenheit beobachten wir heute in Japan eine Verwirrung darüber, was eigentlich passiert ist. Vielleicht wollen Regierung und Tepco möglichst wenig verraten, um die Menschen nicht zu beunruhigen. Gerade dieses Verhalten verbreitet jedoch Angst und Misstrauen.

ZEIT: Reagieren Menschen auf Naturkatastrophen anders als auf ein Unglück, das sie letztlich mitverursacht haben?

Bromet: Kurzfristig nicht so sehr. Da hängt die Reaktion vor allem von der Schwere der Katastrophe ab. Aber bei einem menschengemachten Unglück entwickeln sich später oft Zorn und Feindseligkeit. Aus diesem Grund halten die Folgen einer solchen Katastrophe meist länger an.

Das Gespräch führte STEFANIE SCHRAMM



Evelyn J. Bromet unterrichtet und forscht an der Stony Brook University in New York

Fortsetzung von S. 33

ganze Welt, und die herkömmlichen Risikoszenarien erweisen sich ein ums andere Mal als wertlos. »Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit für einen neuartigen Terroristenangriff?«, fragt Lagadec rhetorisch. »Wie oft kommt es zu einer unvorhergesehenen viralen Mutation? Wie setzt man einen ausgefeilten Krisenbewältigungsplan in einem Land um, das keine Regierung hat?«

Bei solchen Herausforderungen kann sich das übliche Expertenwissen sogar als hinderlich erweisen. Denn es stützt sich vor allem auf vergangene Erfahrungen. Angesichts einer unerwarteten, neuartigen Krise aber muss man alte Gewissheiten über Bord werfen. »Der größte Feind ist für Lagadec in solchen Situationen »die Barriere in unserem eigenen Kopf«.

Bei seinen Reisen in diverse Katastrophengebiete machte der französische Risikoanalytiker immer wieder die gleiche Beobachtung: Zwar gab es Krisenstäbe, Notfallpläne und Einsatzpläne; doch wenn diese durch unvorhergesehene Entwicklungen obsolet wurden, reagierten Krisenmanager und Helfer kopflös.

So war man in New Orleans im August 2005 eigentlich bestens auf den heranrückenden Hurrikan Katrina vorbereitet. Computermodelle hatten den Weg von Katrina berechnet, Studien hatten die Möglichkeit einer Überflutung der Deiche in Betracht gezogen, Evakuierungspläne erklärten, wie bedrohte Bewohner mit Bussen aus der Stadt gebracht werden sollten, und für den Fall eines Ausfalls des Telefonnetzes standen vier wasserdichte Notfallstationen bereit.

Doch Katrina hielt sich nicht an das Skript. Statt die Deiche, wie geplant, zu überfluten, schwemmten die Wassermassen diese einfach weg. Von einem Moment zum anderen veränderte sich die Ausgangslage: Schutt- und Schlammmassen trieben durch New Orleans, veränderten die gewohnte Topografie und blockierten die (ebenfalls überschwemmten) Telefon-Notzentralen. Nicht nur das Festnetz brach zusammen, auch Handys und Satellitentelefone versagten, weil die Anrufer sämtliche Frequenzen blockierten. Infolge des Kommunikations-Blackouts breitete sich Panik aus; und angesichts der verzweifelten Menschenmassen bekamen es die Busfahrer mit der Angst und ließen ihre Fahrzeuge im Stich.

Lieber nach Plan scheitern, als mit kreativen Lösungen Erfolg haben

»Jeder – auch jeder Entscheidungsträger – befand sich in einem Schockzustand«, stellt Lagadec in seinem Disaster-Report fest. »Mehr als die Hälfte aller Mitglieder der Notfallteams waren selbst schwer betroffen: Geliebte Menschen waren verschwunden, ihre Häuser zerstört oder unbretbar.« Das gewohnte Sozialgefüge war zusammengebrochen, das Netzwerk der Kontakte und Kollegen nicht mehr existent. »Das«, so analysiert Lagadec, »veränderte radikal auch die Bedingungen des Krisenmanagements« – Veränderungen, auf die offensichtlich niemand vorbereitet war.

In solchen Situationen können sich bestehende Notfallpläne als kontraproduktiv erweisen. Wer vermissen an (mittlerweile sinnlos gewordenen) Vorschriften festhält, verbaut sich den Weg zu kreativen Auswegen. Das werde insbesondere in Behörden und hierarchischen Unternehmen zum Problem, sagt Lagadec: »Nach Plan zu scheitern scheint oft bequemer, als mit unkonventionellen Lösungen Erfolg zu haben.«

Zumindest kann dann jeder behaupten, sich an die Vorschriften gehalten zu haben – auch wenn diese von den Ereignissen überholt wurden.

Das heiße nun nicht, dass man keine Notfallpläne mehr aufstellen sollte. Wir müssten uns nur bewusst sein, dass diese im Ernstfall nicht ausreichen. »Es geht nicht darum, jede Überraschung planvoll zu vermeiden – wir müssen uns darauf einstellen, überrascht zu werden«, formuliert Lagadec die neue Herausforderung.

Er plädiert daher für die Bildung von speziellen Krisenreflektionskräften – sogenannten Rapid Reflection Forces –, die dafür geschult sind, in unübersichtlichen Situationen nach kreativen und innovativen Lösungen zu suchen. Vor allem aber fordert Lagadec Trainingsseminare für Entscheidungsträger, die mehr beinhalten als das übliche Abarbeiten von Checklisten. »Es geht nicht darum, die Antworten der Vergangenheit zu lehren, sondern darum, Exekutivkräften die Fähigkeit zu vermitteln, die richtigen Fragen zu stellen, besonders in Situationen, in denen nicht einmal klar ist, was die richtigen Fragen sind.« New Yorks Bürgermeister Rudolph Giuliani verdichtete diese Philosophie nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 auf die Formel: »Verlass dich, verdammt noch mal, auf gar nichts.«

Das klingt logisch. Schaut man sich allerdings das Krisenmanagement in Deutschland an, kommen einem Zweifel, ob man den Ernst der Lage hierzulande schon erkannt hat. Vergangene Woche erst stellte das Zukunftsforum Öffentliche Sicherheit in Berlin eine mehr als 80-seitige Zusammenfassung seiner Erkenntnisse zum Thema Risiko- und Krisenkommunikation vor. Darin liest man viel über die Notwendigkeit »einheitlicher Leitlinien«, über »Standards in der Risikoanalyse« oder über die »Anschaffung neuer technischer Geräte« – aber so gut wie nichts über den Umgang mit unerwarteten Bedrohungen. Man will sich lieber nicht ausmalen, was passiert, wenn wir hierzulande eine ähnliche Katastrophe zu bewältigen haben wie die Japaner in Fukushima.

Einig sind sich die im Zukunftsforum versammelten Experten vor allem darin, dass die Bürger mehr gefordert werden müssten. »Der Staat allein kann Sicherheit nicht garantieren. Dazu sind die Risiken zu komplex«, schreiben sie mit wünschenswerter Offenheit.

Planer und Politiker müssen sich also darauf einstellen, ständig von Neuem überrascht zu werden; und wir Bürger sollten uns von dem naiven Glauben verabschieden, in einer hoch technisierten Welt könne es so etwas wie verlässliche Sicherheit je geben. Ebenso gestrig ist die Hoffnung, die modernen Megakrisen seien lediglich Störfälle im normalen Betriebsablauf. Sie werden im Gegenteil selbst zum Motor der Entwicklung. Für Lagadec stellen sie bereits ein neues evolutionäres Prinzip dar: Genauso wie das »Jokerereignis« 9/11 die Weltpolitik unumkehrbar verändert hat, könnte sich nun Fukushima als historischer Wendepunkt erweisen.

Wie stellt man sich auf diese permanente Unsicherheit ein? Dazu empfiehlt Patrick Lagadec jene Geisteshaltung, mit der Ferdinand Magellan 1519 zur ersten Weltumsegelung der Geschichte aufbrach: »Es geht nicht mehr darum, sich zu versichern, dass das Meer ruhig bleibt, sondern sich darauf einzustellen, in stürmische, unbekannte Gewässer zu segeln.« Derzeit sind wir alle unterwegs in Richtung Terra incognita.

www.zeit.de/audio

ZEITmagazin Kochwettbewerb 2011 – »Wir kochen ohne Fleisch«



Wir fordern alle Hobbyköchinnen und Hobbyköche* auf, ihre Rezepte zum beliebtesten ZEITmagazin Kochwettbewerb einzusenden. Dieses Jahr lautet das Thema: »Wir kochen ohne Fleisch«. Reichen Sie ein selbst erarbeitetes dreigängiges Menü ein! Die Rezepte dürfen nicht einfach abgeschrieben sein und dürfen kein Fleisch, wohl aber Fisch enthalten.

Schicken Sie uns eine E-Mail oder einen Brief, worin Sie Ihre Rezepte genau beschreiben, aber auch etwas über sich selbst erzählen: Wie sind Sie zum Kochen gekommen, woher beziehen Sie Ihre Zutaten und Ideen, was machen Sie beruflich, wie alt sind Sie? Was macht Ihr Gericht absolut perfekt oder wie verliehen Sie es raffiniert?

Eine fachkundige Jury – In der neben Wolfram und Barbara Siebeck auch die Hamburger Stermeköche Cornelia Poletto und Ali Güngörmüs sitzen sowie Ernst Petry (Küchendirektor Hyatt Regency Düsseldorf), Josef Eder (Küchendirektor Grand Hyatt Berlin), Martina Olufs (Kochkontor Hamburg), Christoph Arndt (Chefredakteur ZEITmagazin) und ein prominenter Feinschmecker – beurteilt gemeinsam Ihre eingereichten Kreationen. Die vier ausgewählten Hobbyköche haben die Chance, ihre Menüs gemeinsam mit einem Spitzenkoch vor 60 geladenen Gästen zu präsentieren. Diese stimmen dann darüber ab, welches Menü ihnen besser gefallen hat. Die ZEITmagazin Kochwettbewerbe finden am 4. Juli im Hyatt Regency Düsseldorf und am 11. Juli im mesa Restaurant des Grand Hyatt Berlin statt.



Die Sieger gewinnen jeweils ein Wochenende in Hamburg für zwei Personen inklusive zwei Übernachtungen im 5-Sterne-Hotel Park Hyatt Hamburg sowie die Nutzung des Club Olympus Spa&Fitness. Das Highlight für unsere beiden Gewinner-Teams: ein Essen im neuen Restaurant von Cornelia Poletto und im Le Canard Nouveau von Ali Güngörmüs.

PARK HYATT HAMBURG

Bitte senden Sie Ihre vollständigen Menüvorschläge samt genauen Rezepten (alle Mengenangaben für vier Personen) per E-Mail an kochwettbewerb@zeit.de oder per Post an DIE ZEIT, Stichwort Kochwettbewerb, Backhausstraße/Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg. Einsendeschluss ist der 29. April 2011.

* Professionelle Köchinnen und Köche dürfen nicht teilnehmen.